

Rede zur Eröffnung der Ge-Denk-Zellen Altes Rathaus am 23.11.2012

Dr. Ulrike Schrader, Vorstand Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in NRW e.V.



Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
Sehr geehrter Herr Wagner, Herr Benscheidt,
sehr geehrte Damen und Herren des Vereins Gedenkzellen und der
Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
sehr geehrte Damen und Herren,

ich gratuliere Ihnen herzlich zur Eröffnung der Ausstellung in den ehemaligen Haftzellen in Ihrem Alten Rathaus. Sie haben hier nun einen würdigen Ort, der Opfer zu gedenken, und einen authentischen Ort, um sich über Aspekte des Nationalsozialismus hier in Lüdenscheid zu informieren. Ich wünsche Ihnen auch bei der weiteren Arbeit viele Unterstützer, Freunde und gutes Gelingen. Gratulation!

Mit der heutigen Ausstellungseröffnung hat eine der jüngsten Gedenkstätten in Nordrhein-Westfalen einen wichtigen Schritt in der örtlichen Erinnerungskultur hier in Lüdenscheid gemacht, und das ist sehr gut!

Schon in den 1980er Jahren sind in verschiedenen Städten, meistens durch Bürgerinitiativen und Geschichtswerkstätten, an den Tat-Orten nationalsozialistischer Verbrechen Einrichtungen entstanden, die die Hergänge dokumentieren, an die Opfer erinnern und die Täter benennen wollen. Und im Jahr 1995 gründeten einige der bis dahin in NRW bestehenden Gedenkstätten einen Verein, um sich fachlich auszutauschen, um ihre Profile auszubilden, um sich regional bekannt zu machen und um auch politisch, vor allem in der Landesregierung, Gehör zu finden. Es ist schön, dass Lüdenscheid nun eines unserer jüngsten Mitglieder in diesem Arbeitskreis geworden ist, für den ich als stellvertretende Vorsitzende heute hier spreche.

Kritisch könnte man einwenden: Warum gibt es erst jetzt eine Gedenkstätte in Lüdenscheid? Warum hat es so lange gedauert, obwohl es doch mittlerweile längst common sense in Deutschland ist, dass der Nationalsozialismus zu unserer Geschichte gehört und allein schon aus moralischen Gründen eine besondere Rolle im Schulunterricht, in den Medien und in unserem nationalen Selbstverständnis spielt? Ich schlage vor, heute aber einen Blick auf die Chance zu werfen, die diese späte Entstehungsgeschichte eröffnet.

Um das zu verdeutlichen, möchte ich gern in einigen Worten beschreiben, wie es überhaupt zur so genannten „Bewältigung der Vergangenheit“ gekommen ist und wie sie sich entwickelt hat.

Phasen der Gedenkstättenentwicklung

Die Gesellschaft der jungen Bundesrepublik war identisch mit der des Nationalsozialismus. Das klingt banal, erklärt aber, warum es nach dem 8. Mai 1945 keine Aufarbeitung geben konnte. Wer sollte ein Interesse daran haben, die eigene Schuld konkret aufzuklären mit allen juristischen Konsequenzen, die das haben könnte? Wer gibt freiwillig Massenmord, Brandstiftung, Beihilfe und unterlassene Hilfeleistung zu? So wurde die Vergangenheit verleugnet. Manchmal ist auch von Verdrängung die Rede, aber das ist ein Begriff aus der Psychoanalyse, der letztlich eine entlastende Funktion hat.

Die 1950er Jahre sind geprägt von der Unwilligkeit, sich mit den Taten auseinander zu setzen. Für eine Strafverfolgung der Täter hatte die Mehrheit der Bevölkerung kein Verständnis. Als der in Remscheid aufgewachsene, in Solingen tätige Architekt Paul Blobel, der in der Schlucht von Babi Jar bei Kiew in der Ukraine innerhalb

weniger Tage im September 1941 über 33000 jüdische Männer, Frauen und Kinder hatte erschießen lassen, in den nächsten Monaten weitere 30.000 Menschen, 1948 zum Tode verurteilt wurde, gab es vor dem Gefängnis in Landsberg, in dem er einsaß, Demonstrationen für seine Begnadigung, angeführt von Vertretern der evangelischen Kirche. „Vergebung“ und „Versöhnung“ waren die großen Worte dieser Zeit. Welche Anmaßung aber bedeutete es, sich auf Gott höchstpersönlich zu berufen, um Massenmörder zu entlasten? Pfarrer korrespondierten mit einsitzenden NS-Tätern, im Glauben, ihnen ihre Sünden vergeben zu können, Täter, die keinerlei Unrechtsbewusstsein besaßen und sich auch ohne die Hilfe der Seelsorger zum Teil problemlos wieder in die deutsche Nachkriegsgesellschaft hatten integrieren können, manche sogar, ohne ihren Namen zu ändern.

Und die Opfer? Dem Eifer für die Rehabilitierung von Tätern und damit auch der Volksgemeinschaft insgesamt entsprach eine weitgehende Ablehnung, die Opfer zu entschädigen, und nicht wenige Leute denken auch heute noch so. Es gab praktisch kein Gespür für die Notwendigkeit wenigstens symbolischer Akte, für die Notwendigkeit einer Bitte um Vergebung – hier wäre sie am Platze gewesen. Das Ringen um ein Bundesentschädigungsgesetz war erst 1965 abgeschlossen, 20 Jahre nach Kriegsende, als viele der Überlebenden davon nicht mehr viel hatten. Die Beweislast lag bei den Opfern. Juden z.B. mussten beweisen, dass sie in der Zeit des Nationalsozialismus unter der Verfolgung gelitten hatten, in allen ihren Varianten. Wer schon einmal in einer Akte für Wiedergutmachung gelesen hat, kennt die Kältherzigkeit im Umgang mit den Überlebenden. Und noch etwas, das den Geist der frühen Bundesrepublik prägte: Es wurde aufgerechnet. Als „Opfer“ wurden selbstgerecht auch Vertriebene, Kriegsheimkehrer, Bombentote eingemeindet, die Alliierten als Feinde, Zerstörer und Besatzer, ganz gewiss nicht als Befreier erkannt.

Aber das blieb nicht so.

Zu Beginn der 1960er Jahre setzt allmählich ein Umdenken ein: Die Nürnberger Nachfolgeprozesse, aber vor allem der legendäre Eichmann-Prozess in Jerusalem machte die Tatsachen und Einzelheiten dieses Menschheitsverbrechens offenbar. In deutschen Städten wurden nun erste Gedenkzeichen installiert, z.B. für die bei den antijüdischen Aktionen vom November 1938 zerstörten Synagogen. „Die Synagoge wurde ein Opfer des Rassenwahns“ steht dann oft auf der Gedenktafel. Nun, sie wurde kein Opfer des Rassenwahns, es war weder Wahnsinn noch Irresein, was die Menschen 1938 dazu bewogen hat, die Brandstiftung und Verwüstung von über 1000 jüdischen Gotteshäusern im damaligen Deutschen Reich zu dulden. Es war viel einfacher und ziemlich zynisch: Den meisten Leuten war egal, was mit den Juden geschah, und wenn es einigen vielleicht nicht egal war, wofür manche Dokumente sprechen, dann haben sie so getan, als ob es ihnen gleichgültig war.

Zu Beginn der 1960er Jahre entstanden also Symbole der Erinnerung, eine Erinnerungskultur beginnt, aber ihre Sprache ist pathetisch, abstrakt, verharmlosend und verhüllend. So richtig genau wollte man es doch nicht wissen, es lebten noch zu viele der Augenzeugen, womöglich auch der Tatbeteiligten.

Neben den Aufsehen erregenden Prozessen gegen NS-Verbrecher gab es ein zweites Motiv für die Veränderung der Stimmung: das Bestreben der Bundesrepublik, als Partner in der westlichen Staatengemeinschaft aufgenommen und anerkannt zu werden, und dazu gehörten nun einmal auch symbolische Akte der Verantwortungsübernahme. Die Bundesrepublik wollte diplomatische Beziehungen mit Israel aufnehmen – auch das war ein wichtiges Etappenziel auf dem Weg der Aufarbeitung.

- Die Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre mit ihrem moralischen Überschuss und der Wende gegen die Vätergeneration brachte eine weitere Dynamik in die Geschichtskultur unseres Landes.
- Aber das folgenreichste Ereignis, das man als epochemachend bezeichnen darf, war die Ausstrahlung der US-Amerikanischen Spielfilmserie „Holocaust“ im Januar 1979. Mit dem klassischen theatralischen Mittel der Rührung ließen sich Massen deutscher Fernsehzuschauer von dem Schicksal einer fiktiven jüdischen Familie in der NS-Zeit bewegen. Was Gerichtsprozessen, Dokumentationen, Zeithistorikern und Gedenkritualen nicht gelungen war, das schaffte eine Spielfilm-Produktion: Mitleid zu erzeugen, das eigene Versagen einzugestehen, die Verantwortung zu erkennen und das Geschichtswissen zu vertiefen. Man schreibt der Serie den Grund dafür zu, dass der Bundestag im Jahr 1979 die Verjährung für Mord aufhob.
- In der Folge wurden nun Geschichtswerkstätten gegründet. Antifa-Gruppen, Kirchengemeinden, Volkshochschulen, Lehrer, Schüler und Journalisten gründeten Arbeitskreise und begannen, jeweils bei sich vor Ort „Geschichte von unten“ zu betreiben und sich gegen die etablierten und ritualisierten Formen des Gedenkens abzugrenzen. Sie fanden neue Wege der Spurensuche und der Geschichtsvermittlung, befragten **Zeitzeugen** bei den Nachbarn zu Hause und luden ehemalige Mitbürger aus Israel, aus Amerika und verschiedenen Ländern Europas ein, veranstalteten **Besuchsprogramme**. Das alles geschah meistens ehrenamtlich, aus reinem Engagement.

Eine weitere enorme Schubkraft erhielt das Nachdenken über den Holocaust und seine Wirkungen von einer ganzen Reihe von Ereignissen in der Mitte der 1980er Jahre:

- Am 8. Mai 1985 sprach der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker von der „Befreiung“ der Deutschen vom Nationalsozialismus, und das war ein neuer Ton. Nicht mehr Kapitulation, Niederlage, Zusammenbruch, sondern Befreiung!
- Dann gab es – wenige Tage zuvor – den gemeinsamen Gang des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan mit Bundeskanzler Helmut Kohl zu den Soldaten- und SS-Gräbern in Bitburg in der Eifel – und ein Aufschrei des Protests ging durch die Feuilletons.
- Ende Oktober 1985 verhinderte die jüdische Gemeinde in Frankfurt die Aufführung des Theaterstücks „Der Müll, die Stadt, und der Tod“ von Rainer Werner Fassbinder und protestierte damit vehement gegen den darin verborgenen Antisemitismus. Das entfachte eine heftige Debatte über die Frage nach der Freiheit der Kunst und Judenfeindschaft in Deutschland, eine Debatte, die gesellschaftlich breit wahrgenommen wurde.
- Nicht zuletzt entfaltete der von dem Historiker Ernst Nolte ausgelöste so genannte „Historikerstreit“ von 1986 eine enorme gesellschaftliche Breitenwirkung im Nachdenken über den Nationalsozialismus. Hier wurden die Einzigartigkeit des Holocaust in Frage gestellt und die Gefahr revisionistischer Geschichtsklitterung empfindlich wahrgenommen.

Vor diesem Hintergrund sind die Gedenkstätten initiiert worden, die wir heute in Nordrhein-Westfalen haben. Entstanden fast immer aus bürgerschaftlichem Engagement, hatten sie sich oft gegen das Establishment, gegen eine kleinmütige und konservative Elite in Rat und Verwaltung durchzusetzen, hatten in gewisser Weise einen Kampf zu bestehen. Um diese kämpferische Generation der Anfangsjahre ist es mittlerweile ruhig geworden, denn den Furor von damals sollte es heute nicht mehr brauchen: Jetzt, 30 Jahre später, ist es selbstverständlich, dass

man sich an den Nationalsozialismus und seine Opfer überall erinnert und bereit ist, dafür auch Institutionen zu gründen. Welche Stadt kann es sich heute eigentlich noch erlauben, keine Gedenkstätte zu haben? Welcher Bürgermeister, welche Stadtgemeinschaft wollte eine Gedenkstätte ernsthaft nicht wollen? Eine örtliche Gedenkkultur ist Staatsraison, und die brennende Frage von heute ist nicht die nach dem ob, sondern die nach den Formen und Methoden der Vermittlungsarbeit, wenn Erinnern und Gedenken auch in Zukunft gelingen soll.

Die Chancen für Lüdenscheid

Und nun Lüdenscheid, so spät. Worin liegt die Chance, von der ich eingangs gesprochen habe? Ganz einfach darin, dass die Lüdenscheider Gedenkstätte nicht wieder von vorn anfangen muss. Sie kann bereits auf die Leistungen und Erkenntnisse zurückgreifen, die andere schon früher gewonnen haben. Sie kann sich auf zeitgeschichtliche Forschungsergebnisse stützen, vor allem, was hier von Bedeutung ist, zur Polizeigeschichte, und auf die empirischen Befunde aus der Gedenkstättenpädagogik bzw. neue Ideen und Paradigmen zur Erinnerungskultur.

Wie bei allen NS-Gedenkstätten in NRW gibt auch in Lüdenscheid der spezifische Ort, der authentische Ort das zentrale Thema vor, dem sich sich – trotz abzusehender Schwierigkeiten – stellen wird. Ich sehe in der Lüdenscheider Gedenkstätte als früheren Sitz einer Polizeibehörde einen Ort, an dem sich insbesondere das Handeln der Täter analysieren lässt, und das ist unter didaktischen Gesichtspunkten besonders wertvoll. Die Struktur eines Verbrechens, die Gründe dafür lassen sich nur über die Täter erschließen und eben nicht über die Opfer. Und man kann anhand der Lebensgeschichten und Ereignisverläufe zeigen, dass es Unterschiede gab im Handeln. Es gab Täter, die gern Nationalsozialisten waren, sich in den Dienst dieser verbrecherischen Ideologie stellten, antisemitisch und rassistisch dachten und mit Freude Menschen quälten. Es gab Täter, die wenigstens ein schlechtes Gewissen hatten, die sich vor Brutalität zu drücken versuchten oder die vielleicht sogar versuchten, den Opfern zu helfen. Täter waren sie alle, aber sie waren nicht gleich. Dieses Spektrum menschlicher Möglichkeiten kann zeigen, dass es viel zu hoch gegriffen ist, nach heldischen Widerstandskämpfern und Märtyrern zu suchen, die doch nur Ausnahmen sind. Uns geht es um den Normalo, um Menschen mit Schwächen und kleinen Leidenschaften, und die sich daran anschließende didaktische Frage ist die, wie es gelingen kann, sich gut und integer zu verhalten.

Die Täter aufzuspüren und zu benennen in einer kleinen Stadt wie Lüdenscheid, wo jeder jeden kennt, ist natürlich heikel. Aber es ist der Lakmüstest, der zeigt, wie ehrlich und redlich die kritische und selbstkritische Erinnerungskultur ist. Lasst uns der Opfer in Würde gedenken und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber lasst uns uns nicht hinter ihnen verstecken und vor dem wirklich Unbehaglichen kneifen!

Standards: Gedenken und Erinnerungskultur

Zu den Standards der Gedenkstättenpädagogik und Erinnerungskultur möchte ich Volkhard Knigge zitieren, den Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora:

Gedenken setzt fundiertes kognitives und emotionales Wissen voraus, wenn es nicht zu einem Akt leerer Pietät werden soll; erst recht dann, wenn zeitgenössisches Erfahrungswissen bei Besuchern nicht mehr vorausgesetzt werden kann. Ein zukunftsstaurlicher Gedenkstättenbegriff ist sich deshalb der notwendigen Verbindung von Opfergedenken, kritischer Erinnerung und geschichtswissenschaftlich fundierter historischer Bildung bewusst.

Fast 70 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus, nach einigen Generationenwechseln und – ebenfalls nicht unwichtig – nach dem Wegfall der alten interessegeleiteten Geschichtsinterpretationen seit dem Ende der Sowjetunion haben wir uns emanzipiert von den zuweilen rigiden und moralisierenden Weisungen derjenigen, deren Mütter und Väter einmal „Volksgenossen“ waren. Die Parole „Nie wieder Krieg – nie wieder Faschismus!“ reicht nicht aus, um den Strukturen des Täterhandelns auf den Grund zu kommen. Und die Sehnsucht nach der moralischen Unbedenklichkeitsbescheinigung, wie Jan Philipp Reemtsma das einmal ausgedrückt hat, ist zwar verständlich, aber vergeblich, denn die stellt uns keiner aus.

„Kritische Erinnerung“, wie Volkhard Knigge sie einfordert, bedeutet, immer wieder neu zu überprüfen, wie in den letzten Jahrzehnten über Geschichte, vor allem über die Geschichte des Nationalsozialismus, gedacht wurde, und welche Ziele und Methoden bei der so genannten „Aufarbeitung des Nationalsozialismus“ formuliert wurden.

Ein Beispiel: In der sicher stets gut gemeinten pädagogischen Literatur der 1960er Jahre, die leider oft immer noch in der Schule gelesen wird, kann man Vorstellungen finden, die geprägt sind von den Entlastungsbemühungen der Autoren, die damals erst Kinder und Jugendliche waren, Autoren der Jahrgänge ungefähr 1925 bis 1935 – der Historiker Norbert Frei nennt sie die „skeptische Generation“. Zu solchen Jugendbüchern gehört z.B. das bekannte Taschenbuch „Damals war es Friedrich“ von Hans Peter Richter aus den 1960er Jahren, leider immer noch ein Bestseller.

Aber ich zitiere als Beispiel aus dem Vorwort zu dem Jugendbuch „Die Webers“ von Hans-Georg Noack, erschienen 1962: „Die Geschichte soll uns zum Nachdenken veranlassen, nicht zum Verurteilen. Allzu häufig werfen wir anderen die Fehler vor, die zu begehen wir selbst keine Gelegenheit hatten. Die Geschichte soll uns helfen, die Gegenwart klarer zu sehen. Und sie soll uns lehren, wachsam zu sein.“

Das wäre jetzt ein schöner, politisch korrekter Schlusssatz gewesen. Aber halt! Stimmt er denn wirklich?

Natürlich geht es auch in der Gedenkstättenarbeit darum, zum Nachdenken über die Geschichte des Nationalsozialismus anzuregen. Aber dass dieses Nachdenken nicht in ein Urteil und sogar in eine Verurteilung münden darf, ist großer Unsinn. „Kritische Erinnerung“ heißt, Meinungen und Verhaltensweisen deutlich zu benennen und zu kritisieren, die zur Entrechtung, Beraubung und Ermordung der Juden und anderer Opfergruppen geführt haben, „Kritische Erinnerung“ heißt, danach zu fragen, wer am Ende davon noch Profit gehabt hat. Erst dann bekommen doch die Rufe nach mehr Zivilcourage Sinn, erst so werden die viel und gern genannten Begriffe der Toleranz und des Engagements mit Inhalten gefüllt. Wenn wir aus lauter Rücksichtnahme auf die Vorfahren geschehenes Unrecht stets mit den „herrschenden“ Zeitumständen erklären, was soll denn dann der Appell zur „Wachsamkeit“, wie Noack schreibt?

Unsere Gedenkstätten bieten die besten Voraussetzungen, sich Kenntnisse ohne moralische und politisch-korrekte Zielvorgabe anzueignen, sie zu analysieren, sie zu diskutieren und zu deuten. Empfindungen zu äußern, Fragen zu stellen, Widersprüche und Ungereimtheiten stehen zu lassen. Nicht auf jedes Töpfchen einen Deckel zu setzen, nicht jedes Detail zur Nutzenanwendung zu bringen. Sich mit den Verbrechen des Nationalsozialismus zu beschäftigen ist keine Immunisierung, denn Rechtsradikale tun das auch. „Dass man Menschen nicht anzündet,“ hat Wolfgang Thierse einmal gesagt, „das lernt man nicht, das weiß man.“ Wirklich: Gedenkstätten sind nicht dazu da, Leuten zivilisiertes Benehmen beizubringen oder Versäumnisse der Erziehungsinstitutionen auszubügeln. Sie sind dazu da, Gedenken zu ermöglichen, Mitgefühl mit anderen und fremden Menschen einzuüben, eigene

Verhaltensmuster zu befragen, Erkenntnisprozesse und eine Politisierung in Gang zu setzen. Angesichts der Ungeheuerlichkeit der Verbrechen und der Verluste plädiere ich für eine entschiedene Bescheidenheit in unseren Ansprüchen und halte mich an den Satz der Philosophin Hannah Arendt:

Das Höchste, was man erreichen kann,
ist zu wissen und auszuhalten,
dass es so und nicht anders gewesen ist,
und dann zu sehen und abzuwarten,
was sich daraus ergibt.